



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein denkwürdiges Actenstück aus dem Großherzogthum Hessen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In unserem Vaterlande wird es mit der Einführung eines so schlecht-empfohlenen Systems keinerlei Gefahr haben. Wenn der Staat sich aufgelegt fühlen sollte, die durch entstehende größere Seefischfanggesellschaften sich bietende Gelegenheit zur regelmäßigen Heranbildung vollendeter Seeleute seinerseits zu ergreifen, der Seefahrerbevölkerung der Küsten und Inseln einen Sporn zur Benützung dieser Gelegenheit in immer steigendem Grade zu geben, so bieten sich ihm dafür bessere Mittel und Wege dar. Er kann z. B. feststellen, daß der Dienst auf der Fischerflotte den Seemann etwa auf dieselbe Weise rascher ausbilde für den Dienst auf Kriegsschiffen, wie die Absolvirung gewisser Schulen oder Schulclassen den künftigen Soldaten, dem dann freisteht, sich von einer dreijährigen Präsenzzeit mit einem einzigen Freiwilligenjahr loszukaufen. Eine derartige Einrichtung würde allerdings für die Fischereigesellschaften voraussichtlich die angenehme Folge haben, ihnen die Mannschaft reichlicher zuströmen zu lassen. Aber nicht deswegen natürlich würde der Staat es thun, sondern nur dann, wenn er sich überzeugt, daß er vor allem seinen eigenem militärischen Interesse so am besten dienen werde, und daß es gerecht sei, den Fischern weniger von ihrer Zeit zu nehmen, als den im Durchschnitt nicht so trefflich vorgebildeten Matrosen der Handelsflotte.

Ein denkwürdiges Actenstück aus dem Großherzogthum Hessen.

Zur Ergänzung der sehr zutreffenden Schilderung der politischen Zustände in dem Großherzogthum Hessen, welche ich in einem der letzten Hefte der „Grenzboten“ las, theile ich Ihnen hier ein rheinhessisches Wahlmanifest mit.

Es ist — so scheint es — veranlaßt durch den in Rhein Hessen (und namentlich in der Stadt Mainz, in welcher Preußen die Festung, der Großherzog Ludwig und sein Freiherr v. Dalwigk das Land, der Bischof Freiherr v. Ketteler und seine Jesuiten die Seelen zu regieren berufen sind) eingeleiteten Versuch, durch eine Coalition der Schwarzen und Rothen, der Klerikalen und der Radicalen, der particularistischen Legitimitätsritter und der föderativen Republikaner, — die Fortschrittspartei, welche für den Anschluß an Preußen und an den norddeutschen Bund wirkt, aus dem Felde zu schlagen.

Wir glauben nicht, daß jener Versuch gelingt.

Denn wenn die geistig und wirtschaftlich hochcultivirte, seit länger als einem halben Jahrhundert von allen culturfeindlichen Ueberresten des Mittelalters gründlich gesäuberte Provinz Rheinhesen, und wenn gar die Stadt Mainz vergessen könnten, daß sie ihre ganze Blüthe Preußen und nur Preußen zu verdanken haben, — dem Preußen, welches den Zollverein gegründet, — dem Preußen, welches die linksrheinische Eisenbahn zu Stande gebracht, während der directe und ununterbrochene Schienenstrang auf dem rechten Ufer durch den nassauisch-frankfurtischen Particularismus bisher unmöglich gemacht worden ist, — dem Preußen, das seit Jahren bemüht war, die Rheinzölle zu beseitigen, und, nachdem es zu diesem Zwecke Jahrzehnte lang mit dem Großherzogthum Hessen und dem Herzogthum Nassau in endlosen diplomatischen Verhandlungen vergeblich gerungen, die kriegerischen Erfolge von 1866 zu einem Werke des Friedens und des wirtschaftlichen Fortschritts benutzte, indem es mit seinem scharfen Schwerte die Fesseln zerschlug, welche die Kleinstaaterci dem Schiffahrtsverkehre des mächtigsten und schönsten deutschen Stromes angelegt hatte, — jenes Stromes, von welchem schon Max v. Schenkendorf sang: „Frei kommt er von den Alpen her; er walle frei vom Fels zum Meer!“ — wenn Rheinhesen und Mainz alles das vergessen haben sollten, so verdienen sie in der That kein besseres Schicksal, als aller dieser Wohlthaten auf so lange wieder verlustig zu gehen, bis sie durch Schaden klug geworden sind.

Jedenfalls danken wir jenem Versuch, von welchem wir glauben und hoffen, daß er erfolglos bleibt, das Eingang erwählte Wahlmanifest; — und das ist nicht wenig.

Sein Verfasser ist Ludwig Bamberger, — gleich Friedrich Hecker, Arnold Ruge und Gottfried Kinkel ein eifriger und hervorragender Demokrat von 1848 und gleich ihnen ein ebenso eifriger und ebenso hervorragender Unitarier von 1866.

Die Strahlen der aufgehenden Einheitssonne erleuchteten schon die Spitzen der wahren und ehrlichen Demokratie. Die ungesunden Thäler der particularistischen Winkeldemokratie liegen noch im tiefsten Schatten. Die deutsche Demokratie in der amerikanischen Union, in England, in Frankreich, in der Schweiz jubelt dem Siege der Einheit zu; die frankfurter Localdemokratie schmolzt, weil einige ihrer monopolistischen Kirchturmsinteressen gekränkt worden und ihre todesmuthigen Jünglinge, die so lange und so oft „Feigheit und Verrath“ geschrien haben und vor Thatendurst schier verschmachtet sind, nun nähere Bekanntschaft mit dem Zündnadelgewehr machen und Beweise ihres Muthes und ihrer Thatkraft liefern sollen.

Ludwig Bamberger ist ein echter Sohn des „goldenen Mainz“, — voll des rheinländischen Esprit und Humor, aber zugleich ein Mann von starrer Ueberzeugungstreue und eiserner Consequenz.

Im Jahre 1848 Redacteur der „Mainzer Zeitung“, deren Leitartikel selbst der, welcher ihre Tendenz nicht billigte, wegen ihres kräftigen Angestüms, ihrer geistreichen Schärfe und ihrer eindringenden Gewalt bewundern mußte, im Jahre 1849 in das in Trümmer fallende deutsche Parlament gewählt, — dieses Parlament, welches über der Theorie die Praxis, über dem formellen Recht die materielle Macht, über der scheinbaren Freiheit die reale Einheit vergessen zu haben scheint —, mußte er später nach Paris flüchten, um dem Rachedurst des kleinlichsten kleinstaatlichen Reactionchens zu entfliehen.

Aber er blieb auf französischer Erde ein treuer Sohn des deutschen Vaterlandes. Kein neues oder großes Ereigniß tauchte auf, ohne daß er seine Stimme darüber abgab. Im Jahre 1859 verspottete er in seinem „Fuchsheh, nach Italia!“ den österreichisch-legitimistischen Fanatismus, welcher einen Theil von Süd- und Mitteldeutschland ergriffen hatte; im Jahre 1865 bekämpfte er die „Trias“ der Herren Desterlen, Trabert und Eckardt; im Jahre 1866 focht er für die Devise: „Durch Einheit zur Freiheit!“ und ließ seine glänzenden Ausführungen grade in der düsseldorfer „Rheinischen Zeitung“ drucken, in welcher sich einige nieder-rheinische Radicale für den umgekehrten Weg capricirt zu haben scheinen.

Doch genug der Borrede. Das Werk muß sich selbst loben. Das Wahlmanifest Bambergers an die Wähler Rheinhessens lautet, wie folgt:

„Die Wahl der Abgeordneten für die hessische Kammer hat dieses Mal eine Bedeutung, welche weit über die Grenzen des Landes hinausreicht. Sie kann von unabsehbarer Folge für das gesammte Deutschland sein. In der entscheidungsschwangeren Wichtigkeit solchen Momentes schöpft ein altes Mitglied der demokratischen Partei den Muth, auf den Wunsch einiger Gleichgesinnten nach langjähriger Trennung in den vorbereitenden Kampf der Meinungen mitzutreten.

Und obwohl es sich um einen Kampf handelt, so sollte dennoch Eines nicht vergessen werden. Es sind nicht blos Bürger derselben Stadt zunächst, sondern auch Männer derselben freisinnigen Grundsätze, die einander gegenüberstehen. Daß ihre Ansichten von einander abweichen, scheint unvermeidlich; daß jeder der seinigen zum Sieg verhelpe, ist Gewissenspflicht; aber mitten in diesem Widerstreit möge keine von beiden Seiten außer Acht lassen, daß beide dem guten Geist dienen, daß jede Verunglimpfung, Verhöhnung des Gegners nur dem gemeinsamen Feind, dem Rückschritt, Vorschub leisten würde.

Im Namen dieses guten Geistes und unter seinem versöhnenden Einfluß möge es mir vergönnt sein, zu untersuchen, wo die Wahrheit und wo der Irrthum waltet.

Von allen Uebeln, unter denen Deutschland seufzte, war anerkanntermaßen das Bestehen der kleinen selbständigen Landesherchaften, welche der westfälische und der wiener Congreß verewigt hatten, das größte. Alle Versuche diesen

Fluch zu bannen, hatten fehlgeschlagen, seitdem Deutschland zur Erkenntniß seiner Noth erwacht war. Da kommt ein Sturm und segt die drei schlimmsten dieser Herrschaften von der deutschen Erde für immer hinweg. Es war ein großer Tag, als dies Ereigniß in das Buch der Weltgeschichte eingetragen wurde. Die fluch- und thränenbeladenen Throne von Hannover, von Kurhessen und Nassau sind nicht mehr; dieser Schandfleck ist für immer getilgt aus dem Leben der Nation; ein Tag der Gerechtigkeit ist herangebrochen über die, welchen der Weheruf und der Herzenswunsch der Völker ein Gegenstand des Hohnes und des Uebermuthes gewesen! Gleichzeitig mit diesem trostreichen Ereigniß traten andere Umgestaltungen ein, welche mit einer Gruppe andrer Staaten zwar nicht ebenmäßig ein Ende machten, allein doch die Kraft ihrer widernatürlichen Selbstständigkeit gebrochen und ihre künftige Auflösung vorbereitet haben. Und ohne Zweifel wäre die Vereinigung des gesammten Deutschlands in ihren ersten aber wichtigsten Umrissen bereits zu Stande gekommen, wenn nicht das eifersüchtige Ausland — dormalen noch dem entzweiten Vaterlande gegenüber mächtig — drohend Halt geboten hätte.

Unter solchen Umständen treten diese unsere Wahlen heran, und die Frage, welche es zu beantworten gilt, lautet einfach: Sollen die Bürger dieser Provinz nach Kräften dazu beitragen, daß das lang ersehnte, endlich begonnene Werk auf dem Wege, den die Ereignisse angebahnt, vollendet werde, wie unsere Partei es will? Oder aber sollen sie Herz und Sinn und Mühe daran setzen, das Gelungene wieder zu zerstören? Sollen sie dahin wirken, daß derjenige Theil von Deutschland, der wegen der Drohungen des Auslandes hat abgesondert bleiben müssen, in möglichst schroffer Trennung erhalten werde, wie die andere Partei es verlangt?

Dies, wie man immer die Sache beschönige, ist die wahre Frage, und sie stellen, heißt sie lösen.

In einem Wahlerlaß, den die Bürger Meiler, Barthel und Genossen unterschrieben haben, finden sich eine Menge guter Grundsätze und frommer Wünsche ausgesprochen, die ein jeglicher auch auf unserer Seite unterschreiben möchte. Aber wenn es nur darauf ankäme, fromme Wünsche und schöne Grundsätze aufzustellen, so wäre Deutschland seit Jahren das glücklichste Land der Erde.

Darauf kommt es aber nicht an, und besonders heute nicht. Alle wollen ja das Gute, und deshalb handelt es sich nur um eine Frage der Ausführung, um das, was man im gemeinen Leben eine praktische Frage nennt. Auf der einen Seite steht ein deutscher Bund, dessen erstes Erwachen die drei unverbesserlichen Regentenhäuser in Deutschland gestürzt, dreißig Millionen Landsleute in ein Band vereinigt hat; ein Bund, der, wenn wir uns nicht starrsinnig unfarm eigenen Wachsthum widersetzen, in Bälde das ganze Deutschland umfassen muß.

Was aber steht auf der andern Seite? Etwas unendlich Schwächeres, Unvollkommeneres, Geringeres als selbst der vielgeschmähte deutsche Bund je gewesen. Drei bis vier kleine Staaten ohne jeden gesetzlichen oder übereinkunftsmäßigen Zusammenhang, ohne die Kraft, welche zu selbständiger Entwicklung unentbehrlich ist, und ohne jeden Anfang künftiger Verschmelzung. Wohl hört man von einem freien einigen Südbunde reden, allein auf was stützt man sich, um ihn ans Tageslicht zu rufen? Auf die Einsicht, den guten Willen der Regierungen? Wo ist die geringste Bürgschaft für dergleichen Bestrebungen nach oben? und wo ist in Ermangelung dieser Einsicht und Bereitwilligkeit die Bürgschaft, daß der Wunsch der Regierten genügen werde, einen solchen Bund ihren Herrschern aufzunöthigen? Und gar einen Bund, wie man uns ihn ausmält, mit allen Farben der Phantasie, voll Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft? Aber um Gottes Willen, aus welchem Lande kommen denn die Leute, welche uns diesen goldenen Südbund versprechen und auf welche Erfahrungen hin verheißen sie uns südlich des Mains diesen gesegneten Garten, drinnen Milch und Honig fließen soll?

Statt eines Bundes, der bereits Dreivierteltheile von Deutschland umfaßt, schlagen sie einen vor, der kaum ein Vierteltheil einschließen soll; statt eines Bundes, dessen Kräfte eben die Probe einer wunderbaren Lebensfähigkeit abgelegt haben, suchen sie einen Bund aus Bestandtheilen, welche mit ihrer Kopflosigkeit die Welt in Staunen setzten; „statt eines Bundes, der ist, suchen sie einen Bund, der nicht ist“.

Und wenn wir fragen, warum das Alles? warum, da endlich nach einem halben Jahrhundert Deutschland eine Gestalt annimmt, warum klammert Ihr Euch verzweifelt an den tausendjährigen Fluch des Zwiespalts und der Verwirrung? Wenn wir so fragen, so wird uns die Antwort: weil in Preußen die Freiheit nicht herrscht.

Wahrlich, wenn die Frage nach der Freiheit auftaucht, ob diesseits oder jenseits des Mains, so möchte man doch seine Rede anfangen, wie jener Prediger: „Hier ist nichts und da ist nichts, aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen!“

Nirgends noch heute verdient das erhabene Wort der Freiheit auf deutsche Unterthanen angewandt zu werden. Frei sind nur die Bürger, vor deren Kraft und Ansehen die eigene Regierung demüthig das Haupt beugt, frei ist nicht etwa ein Ländchen, dem hie und da ein gutmüthiger Regent in menschenfreundlicher Anwendung den Zügel auf den Hals legt.

Wer uns heute nicht mit faßlichen Worten, sondern nur mit allgemeinen Bethuerungen nachweisen kann, wieso er der Freiheit eine Gasse machen wolle, der führe und verwirre uns nicht in dem großen elementaren Werk der eben zu gründenden Einheit. Das ist unser tiefberechtigtes lautes und lauteres Verlangen!

Und ist denn die Einheit nicht selbst ein Stück Freiheit? Warum hat denn Deutschland seit fünfzig Jahren um Einheit gerufen? warum nach einem Vaterlande vom Rhein bis zum Ozean? Ist denn die Freiheit bloß ein gemalter Göze, den man nur anbetet, weil er von außen mit Schwarz, Roth und Gold angestrichen ist? Oder hat sie Leben im Leibe, beseelenden Odem und heilvolle Kraft? Wenn die Einheit nichts ist als ein hölzerner Göze, so sind die Italiener Narren, die sich selig preisen in ihrem Besiz; — so sind die Amerikaner Narren, welche eine halbe Million Menschen und zehntausend Millionen Gulden daran gesetzt haben, ihre Einheit zu erhalten; so waren die großen Helden der französischen Revolution Narren, welche auf ihre Fahne schrieben: Einheit und Untheilbarkeit oder den Tod!

Die Einheit ist aber keine Narrethei! Sie ist das Dasein, das Wesen, das Fundament eines Volks, das Zusammenwirken seiner Kräfte und der Strom seines Lebens, das Ineinandergreifen seiner Glieder und das Zusammenfließen seiner Säfte; die Verbindung zwischen Kopf und Leib, zwischen Arm und Gehirn. Sagt man: ein Mensch ist gelähmt, so heißt das nichts anders: als die Einheit ist aufgehoben in seinem Körper. Was der Kopf will, das führt der Arm nicht aus, und wohin die Augen sehen, da trägt der Fuß nicht hin. Ein Volk, das nicht eins ist, ist ein lahmes Volk, und ein Volk, das an Arm und Bein gelähmt ist, wird nimmer ein freies Volk. Seit fünfzig Jahren war Deutschland lahm. Kein Glied folgte dem andern, kein Wille galt für die Glieder. Und jetzt, da endlich über Dreiviertheile der Nation in die Möglichkeit gebracht worden sind, bald einen Willen und eine Kraft zu haben, jetzt sollen wir uns mit dem letzten lahmen Arm wehren, daß nicht die Einheit zum Ziele gedeihe?

Und warum denn? Weil Preußen der Staat ist, unter dessen Bei- und Vorstand die Einheit erworben werden soll! Und weil Euch Preußen nicht frei genug ist! Sieh da! Sollte man nicht meinen, Ihr seiet auf Rosen gebettet? Wenn man hört, wie die Leute vom Sonderbund in ihren Manifesten die Kostverächter spielen, über die Lage des preussischen Volkes mitleidig die Achsel zucken, so möchte man wahrhaftig denken, sie hätten bis jetzt im Lande der ewigen Seligkeit gelebt. Sie hätten nur brauchen zu commandiren, so wären flugs der Großherzog und der Herr v. Dalwig bereit gewesen, ihnen Alles an den Augen abzusehen.

Wie stand es denn aber in Wirklichkeit? Ist vielleicht die hessische Verfassung besser als die preussische? oder ist sie strenger beobachtet worden? Ist die Kammer der Standesherrn in Darmstadt liberaler als das Herrenhaus in Berlin? Sind die Herren Fürst von Jnenburg und Baron v. Niedesel bessere Demokraten als die Herren v. Kleist-Regow und v. Senfft-Pilsach? Nach dem Buchstaben der preussischen Verfassung wenigstens kann ohne Zustimmung der

zweiten Kammer kein Gesetz zu Stande kommen, und die zweite Kammer wird ausschließlich vom Volke gewählt. In der hessischen Kammer aber sitzen sechs Mitglieder, welche nicht vom Volke ernannt sind, und bei Uneinigkeit mit den Standesherrn werden die zwei Kammern in einen Topf geworfen, in welchem die Vertreter des Volkes unfehlbar erlaufen. Möchte doch der bisherige Abgeordnete für Mainz nicht verlangen, daß wir uns den Lehren seiner eigenen jüngsten Erfahrung verschließen! Als vor sechs Monaten der Krieg vor der Thüre stand, als Herr v. Dalwigk, wie es stets in Zeiten der Noth zu geschehen pflegt, die Kammer beschwor, Gut und Blut für den Landesherrn zu opfern, da bot Herr Dumont alles an, alles, was Herr v. Dalwigk nur begehrte, wenn die Regierung dem Lande seine lang ersehnten heißen Wünsche nach etwas Freiheit und Selbständigkeit erfüllen wollte. Aber die Reaction strich kein J-Pünktchen aus ihrem Programm. Selbst als ihr das Wasser an den Hals ging, blieb sie unbeugsam und Herr Dumont mußte nachgeben, ohne irgendetwas erlangt zu haben. Und jetzt spricht er von der Freiheit und dem Recht und den demokratischen Einrichtungen, die er braucht, um glücklich zu sein, als hätte er nur zu sagen: Tischchen deck dich! so stünd auch alles da und Herr v. Dalwigk werde ihn bedienen, wie eine gütige Fee! Nichts ist ihm gut genug für unsern verwöhnten Magen. Damit der Nordbund von ihm auf gleichem Fuß zugelassen werde, wie ein süddeutscher Kleinstaat, muß er erst fix und fertig sein, ausge schmückt mit allen Reizen der Schönheit und der Liebe: sonst kann ihn das freie, das glückliche, das musterhaft regierte Hessen-Darmstadt nicht gut heißen. Und schließlich wird aus unserem dereinstigen Füllhorn des Ueberflusses dem Nordbund eine künftige Ausstattung mit allen Gütern des Lebens verheißen! Redet man so im Lande der Wirklichkeit oder sind wir im Lande der Träume?

Aber — sagt man Euch — es ist männlicher Bürger unwürdig, den Eintritt in einen Bund zu begehren, der gar nicht einmal Verlangen nach ihnen an den Tag legt!

So lasse man uns denn doch fragen: wer verlangt nicht nach Euch? Alle guten Bürger des norddeutschen Bundes verlangen grade so sehnlichst nach Euch, wie Ihr nach ihnen die Hand ausstreckt; und es kommen diesseits des Main's grade so viel brave Leute aufs Duzend, wie jenseits. Ob Euch der Herr v. Kleist-Regow oder v. Senfft-Pilsach will oder nicht will, darauf kommt es grade so wenig an, als ob Euch der Fürst von Osnenburg und der Herr v. Niedesel wollen ziehen lassen oder nicht. Welch zimperliches Wesen! und wie übel angebracht! Hört man diese sonderbündlerischen Hessen so stolz von ihrer Würde und Selbständigkeit reden, so sollte man doch wirklich glauben, es sei die Feder des Herrn v. Dalwigk oder das Schwert des Prinzen Alexander, welches die Preußen am Main zum Stehen gebracht. Nun weiß aber jedes

Kind, daß niemand anders es war, als die Kaiser von Rußland und von Frankreich. Zur Zeit als die großherzogliche Regierung Darmstadt verließ, stellte sie — wird behauptet — die Kostbarkeiten unter den Schutz des russischen Gesandten, und es wird sogar vermuthet, der russische Kaiser habe sich auch bei den Friedensverhandlungen große Verdienste um die Erhaltung der hessischen Selbständigkeit erworben. Ein jeder sucht halt seine Rettung wo er kann und es kommt uns nicht bei, einem Souverän zu verargen, daß er da Hilfe sucht, wo er Beistand und Kraft zum Schutz dessen findet, was er als sein erbeigenthümliches Recht werthschätzt. Aber einen solchen Staat thatsächlich selbständig heißen, das ist doch wie ein Blinder von der Farbe reden; und ehe der Bürger Meiter sich so in die Brust wirft, müßte er doch fragen, wo der Bürger Barthel den gährenden Most der souveränen hessischen Staatswürde herholt? Bei Frankreich und Rußland! Nirgends sonst in der Welt. Nur Dank ihnen blieb Preußen am Main stehen, nur Dank ihnen müssen wir heute noch unsere Zeit damit verlieren, zu hadern, ob Deutschland Eins sein soll oder nicht?

In Deutschland giebt es heuer nur eine Macht, und diese eine Macht ist Preußen. Man muß die Augen schließen, um das nicht zu sehen, und nicht zu sehen, daß Preußen gezwungen ist, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Von Preußens Aufgabe in Deutschland kann gelten, was einst der erste Consul zum englischen Gesandten sprach, als dieser sich weigerte, die französische Republik anzuerkennen: „Anerkennen oder nicht. Sie ist wie die Sonne. Blind der, welcher sie nicht sieht!“ Preußen ist berufen, Deutschland in sich zu einigen, wie Piemont dazu berufen war für Italien. Wie dann schließlich der Name lauten wird, das lassen wir einstweilen nicht unsere größte Sorge sein. Wenn Ihr nichts braucht, als daß der König von Preußen sich deutscher Kaiser nennen lasse — nun es sind größere Wunder geschehen in unserer Zeit, das ist aber auch lange nicht unser heißester Wunsch.

Als Preußen noch achtzehn Millionen Menschen hatte und das übrige Deutschland ebenso viel, da konnte dennoch in Deutschland kein Land sich frei machen, ohne Preußens Erlaubniß. Im Jahre 1849 hatten Baden, Rheinbayern und Sachsen ihre Regierungen vertrieben und sich auf eigene Faust nach ihrem freien Sinne einzurichten Anstalt getroffen. Aber Preußen schickte seine Soldaten, warf die Freiheit nieder, setzte Militärgerichte ein, verurtheilte zu Pulver und Blei, und verfuhr ohne Federlesen wie der Herr im Hause und wie ein erbarmungsloser Herr.

Glaubt Ihr, das sei aus Liebe zum König von Sachsen oder zum König von Bayern geschehen? Da war von Liebe nicht mehr die Rede als heute. Es war Preußens Wille, daß in Deutschland kein Freistaat aufkomme, und dieser Wille war leider unwiderstehlich. Das war damals. Und wie erst heute? Nachdem Preußen so unbändig an Menschen, Gewalt, Zuversicht, Ansehen und

Erfahrung gewachsen ist. Nachdem das Häufchen nichtpreussischer Deutschen so zusammengeschmolzen, so entwaffnet und zerklüftet ist? Und da giebt es Leute, die wollen träumen, sie könnten die Freiheit bei sich am Rhein und Main gründen, wenn in Berlin der Despotismus herrsche? Heißt man solche bodenlose Verheißungen auch noch Politik machen?

Ja, es giebt Leute, die sogar meinen, sie könnten — vielleicht nach Louis Napoleons Tod — in Süddeutschland eine Republik gründen, ohne in die Alternative zwischen französischer Bevormundung oder preussischer Einmischung zu gerathen. Wie es nach Louis Napoleons Tod gehen wird, der vielleicht nicht so nahe ist, als man aufs Geradewohl annimmt, das wollen wir jetzt dahin gestellt sein lassen.

Ich kenne manchen guten Republikaner, der ist seiner Sache noch lange nicht sicher. Ich kenne auch manchen guten Republikaner, der wird den Tag als den schönsten seines Lebens begrüßen, da dießseits des Meeres für sein Vaterland ein Freistaat erstünde wie Amerika. Aber daß er deshalb glaubt, so etwas könne jemals in Deutschland geschehen, ohne daß das ganze Land auch nördlich vom Main die höchste Stufe der Freiheit erklimmen habe, so leichtgläubig ist er nicht.

Da hilft kein Fluchen und kein Protestiren: das Schicksal Deutschlands ist tausendfach festgeschmiedet an das Schicksal Preußens, obz uns gefalle oder nicht. Wollt Ihr frei werden, so helft Preußen frei machen. Alles Andre ist verlorene Mühe. Und um an Preußens Befreiung mitzuarbeiten, dazu müßet Ihr in die Gemeinschaft des Bundes mit ihm eintreten und die Hand ans gemeinsame Werk mit anlegen. Statt all der schönen sieben Sachen, die ihm der Süden verehren will, dereinst, wenn er seinen demokratischen Bund im Lande der Hoffnung wird gegründet haben, statt dessen reichet jetzt den andern Deutschen Eure Hand, Eure Kraft und Euren Willen und vermehrt ihren Widerstand gegen den einzig und allein mächtigen Absolutismus, gegen den, welcher auf Preußen lastet!

Da ist der Punkt, wo der Hebel muß angelegt werden und alles Andere ist verlorene Mühe. Ein Zuwachs wie der Curige ist nicht gleichgiltig für Norddeutschland. Zur Zeit, als Deutschland noch nicht einmal in der Gestalt eines Wunsches existirte, vor 75 Jahren, habt Ihr das Glück gehabt, ein Stück republikanischer Entwicklung mit zu machen. Das hat Euch damals und für immer das Land von Adels- und Kasten- und anderem Spinnweben gereinigt, und Eure Köpfe sind von damals an frei geblieben von niederträchtigem Respect, von kriechendem Herrendienst und von kindischen Anhänglichkeiten. (Es ist nicht Eure Schuld, wenn Ihr nicht auch von damals frei geblieben seid von Pfaffen, Klöstern und Jesuiten!) Den Geist der Freiheit und Gleichheit, den Ihr von jener Zeit geerbt, das ist die Mitgift, die Ihr dem norddeutschen Bunde bringen

sollt und dieses Geschenk, Ihr habt es bereit, Ihr braucht es von keiner trügerischen Zukunft zu erwarten. Der Norden wird Euch dankbarer dafür sein, als für alle die sieben Sachen, welche ihm ins Blaue hinein verheißten werden auf entfernte, unmögliche Tage hin.

Lasset Euch nicht irre machen durch das Geschrei: weil dies und das mißfällig sei an Preußen, so müßtet Ihr mit ihm schmolten, wie Weiber oder Kinder, zu Eurem eigenen Schabernack. Wenn man solchen thörichten Eingebungen das Ohr öffnet, so kommt man am Ende dahin, wie die guten Hanauer, dem entthronten Kurfürsten noch Bivats zu bringen. War das nicht jämmerlich? Nach hundert Jahren erhört das Schicksal den Weheruf der unglücklichen Hessen; nicht segnen, aber goldbeladen verläßt der letzte dieser Dränger den Schauplatz seiner Herrschaft, da findet er Gimpel auf den Straßen der Turnerstadt, welche ihm beinahe die Pferde ausspannen, — bloß weil sie die Preußen nicht leiden können. Welche Schande vor Europa und vor den Fürsten selbst, die solche Thorheit tief verachten müssen!

Das haben die Hanauer vergessen, daß nicht der Preuß allein zur Hand sein kann, wenn es gilt, einem Volk sein Recht zu nehmen. Was war doch im Jahre fünfzig geschehen? Als die braven Kurhessen unbeugsam standen, als die Offiziere ihrer Armee — ewiger Ruhm sei ihnen, diesen herrlichen Offizieren! — sich weigerten, gegen die Bürger und die Verfassung den Degen zu ziehen, wer kam ins Quartier, um ein Ende zu machen? Der bayrische Soldat, und lange noch ehe der Straspreuße, war der Straßbayer erfunden; ehe die Requisitionseigarren entdeckt waren, hat der Bayer die Requisitionsknödel in Hessen eingeführt und mehr als einer — heißt es — habe sich an Ort und Stelle zu Tode gefressen. Der preußische Soldat ist nicht schlimmer als der bayrische, und der bayrische ist nicht schlimmer als der preußische. Es kommt nur darauf an, wohin man sie stellt, und wer ihnen befehlt.

Nicht nach solchen Launen und Vorurtheilen ziemt es sich zu handeln, wenn die ewigen Geschicke des Vaterlandes zur Entscheidung kommen. Niemand aber ist mehr berufen, in diesem schweren Augenblick seinen Ausspruch zu bedenken als die Hessen, Niemandem ist es leichter gemacht, die Wahrheit zu erkennen als ihnen.

Denn, wenn man ihnen zumuthet, gegen Preußen Front zu machen, so frage man doch erst einmal, ob sie auch noch die Wahl haben? Ist denn Mainz noch hessen-darmstädtisch? Wenn es heut dem preußischen Gouverneur gefällt, den Belagerungszustand zu verhängen, so steht die ganze darmstädter Maschine still und die Mainzer sind thatsächlich Preußen, — Preußen in allem, was ihnen schaden kann, nur in dem, was ihnen nützen sollte, bleiben sie Hessen und von ihren preußischen Herren zurückgesetzt, mit Gleichgiltigkeit behandelt.

Damit ist aber die Sache noch nicht zu Ende. Eine andere Provinz des

Großherzogthums ist bereits dem preußischen Bunde einverleibt. Und so giebt es unter den 800,000 Hessen dreierlei Sorten: Halb-Hessen, Viertels-Hessen und Ganz-Hessen; Hessen mit der Aussicht auf den norddeutschen Bund, Hessen mit der Aussicht auf die preußische Citadelle und Hessen mit der Aussicht in eine Sackgasse, welche letztere man auch Blinddarmhessen nennen könnte, denn der Blinddarm ist ein Eingeweide, das in einem Sack endet.

Schreit ein solcher Wirrwarr nicht zum Himmel auf, und soll Rheinhesen die traurige Rolle übernehmen, vor der Welt zu documentiren, daß ihm das Elend und der Plunder des alten deutschen Reichs-Krähwinkels lieber ist, als die Einheit der Nation?

So klein das heßische Völkchen ist, so hat es vielleicht jetzt die Geschicke Deutschlands in seiner Hand. Darum bedenke jeder, was er thut. Hessen steht auf der Grenze zwischen Nord und Süd wie ein geborener Vermittler, Versöhner, Friedens- und Einheitsstifter. Mit einem Fuß nördlich vom Main, mit dem andern südlich, mit seiner Confession, seiner Industrie, seiner Sinnesweise ebenso sehr nach der einen Seite gehörig wie nach der andern, hat es als Centrum jetzt den Ausschlag zu geben. Schon ist Baden bereit einzutreten. Bekennt sich Hessen zur selben Wahl, so folgt Bayern nach, und dann muß sich Schwaben, der talentvolle Trogkopf, in das Unvermeidliche finden, Vernunft anzunehmen. So stehen die Sachen. Hebt Ihr die Hand auf und stimmt für Männer, welche einen süddeutschen Sonderbund wollen, so habt Ihr die Verantwortlichkeit auf Euch genommen, in der entscheidenden Stunde das Werk des Friedens, der Eintracht und der Gestaltung der Nation für lange, vielleicht für immer zu vernichten. Kommen schwere Verhängnisse über Europa und finden Deutschland unfertig, zerklüftet, den Süden kopflos wie eben noch und im Hader mit dem Norden, so könnt Ihr an Eure Brust klopfen und Euch sagen: „wir haben es so gewollt, wir haben es so verdient. Wir haben darauf bestanden, den Fluch des Wiener Congresses aufrecht und den Segen der Einheit von Deutschland fern zu halten. Vergebens sind die Zwingherren von Hannover, von Kassel, von Nassau dem Geist der Zeit und dem bessern Loos der Nation gewichen. Wir klammern uns an jeden Perückenstock, den man uns läßt. Das Blut, das geflossen, ist nicht für uns geflossen. Die Lehren der Geschichte, die ergangen sind, sind nicht für uns ergangen. Alle Opfer waren vergebens, wir bleiben stehen, wo wir gestanden; denn wir wollen nichts wissen von Preußen und seinem Regiment und wenn wieder einmal das Schicksal über uns hereinbricht, so werden wir wieder an die Benedek's, Alexander und Karl glauben und wieder an die hilflosen Programme, die wir drucken lassen.“

Denkt Ihr aber anders, sehet Ihr, daß es mit diesen Opfern und mit diesen Lehren genug war, und daß es Zeit ist, für die Einheit Deutschlands zu stimmen, gleichviel unter welcher Fahne; fällt Eure Wahl auf solche Männer,

welche zur Verschmelzung mit dem norddeutschen Bunde drängen, dann gebt Ihr vielleicht den Ausschlag für das große Werk, um welches Deutschland seit einem halben Jahrhundert vergeblich gerungen hat; dann werft Ihr wohl das entscheidende Gewicht in die Wage; dann ist die Einigung Deutschlands um ein Großes näher gerückt; dann hat das einigte Deutschland keine Aufgabe mehr, als sich frei zu machen, dann habt Ihr Alle nur einen gemeinsamen Feind; dann streitet Ihr nicht für die letzten Reste einer unseligen Vergangenheit, sondern für den höchsten Preis einer großen Zukunft.

Und so sei denn Eure Lösung:

Durch Einheit zur Freiheit!

Paris, den 27. November 1866.

Ludwig Bamberger."

A u f r u f .

Professor Pauli in Tübingen hat, von der württembergischen Regierung seiner Stelle an der Universität entsetzt, die Zumuthung, unter Beibehaltung seiner Besoldung in einem württembergischen Flecken als Seminarlehrer zu fungiren, entschlossen zurückgewiesen und mit seinem Entlassungsgesuche beantwortet. Er hat sich hierdurch um die Ehre unseres Standes ein hoch anzuschlagendes Verdienst erworben, dabei aber, wenigstens zunächst, seine materielle Existenz auf das Spiel gesetzt.

Unter diesen Umständen glauben die Unterzeichneten nur eine Ehrenpflicht zu erfüllen, indem sie zur Erneuerung einer Maßregel auffordern, welche schon wiederholt, so in den Jahren 1837 und 1852 zu Gunsten entlassener Professoren von Seiten der Nation ergriffen wurde.

Sie wenden sich demgemäß zunächst an ihre Herren Collegen, sodann aber an jeden gebildeten Mann dieser Stadt, welcher für die Würde und Unabhängigkeit des gelehrten Standes ein Herz hat, mit der Bitte, zu einem Fond beizusteuern, welcher dem Genannten bis zu seiner sicherlich nicht lange ausbleibenden Berufung an eine andere Universität ersetzen soll, was er in Tübingen eingebüßt hat.

Dieselben sind zur Empfangnahme der eingehenden Gelder bereit und werden über dieselben öffentlich quittiren. Sie bitten die Organe der unabhängigen Presse, diesem Ausrufe ihre Spalten zu öffnen und sprechen die Hoffnung aus, daß die Collegen an anderen Universitäten ihrem Beispiele folgen und sich über das Resultat ihrer Bemühungen mit ihnen ins Vernehmen setzen werden.

Leipzig, 26. November 1866. *)

Albrecht, Universitätsstraße 19.

Brockhaus, Quersstraße 15.

Curtius, Königsstraße 26.

Fleischer, an der 1. Bürgerschule 3.

Ludwig, Felixstraße 2.

Overbeck, Universitätsstraße 14.

Ritschl, Lehmanns Garten Q.

Zarncke, Goethestraße 7.

*) Der Abdruck ist durch Einholung der erst unterm 4. December erteilten ministeriellen Genehmigung verzögert.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag**.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Druck von **Güthel & Wegler** in Leipzig.